

## ■ REZENSIONEN

---

Monika Smetana: Die Wiederkehr des Ähnlichen. Zur Bedeutung musikalischer Objekte in der Musiktherapie bei Jugendlichen mit strukturellen Störungen. Praesens-Verlag Wien 2012. Reihe: Wiener Beiträge zur Musiktherapie, Band 10., 321 S., € 37,00

---

Es ist wieder einmal ein gründlich gearbeitetes und inhaltlich tief durchdrungenes Buch, das in den »Wiener Beiträgen zur Musiktherapie« erschien. Die Dissertation der Autorin ist an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien mit einer Auszeichnung bewertet, darüberhinaus erhielt die Arbeit den Wissenschaftspreis der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie (ÖGKJP) 2012. Es zeigt, dass wissenschaftliches Arbeiten aus der praktischen Erfahrung entstehen und geleitet sein kann von der Faszination des Erforschens persönlich entwickelter Fragen. Dieses Buch nimmt aber auch den nicht primär forschungsinteressierten Leser auf eine fesselnde und bereichernde Reise mit.

Monika Smetana macht es sich in zweifacher Hinsicht nicht leicht: In das Zentrum ihrer Arbeit stellt sie die besonders »schwierigen« Jugendlichen: Jugendliche, die schwer zugänglich, oft abweisend bleiben und sich einem therapeutischen Zugang immer wieder entziehen oder diesen auf härteste Proben stellen. Sie kommen oftmals aus zerrissenen Elternhäusern, mit vielfach zerbrochenen Beziehungserfahrungen aus einem Milieu von

Gewalterfahrung oder Vernachlässigung, mit gescheiterten Lebensläufen und auch vielfach gescheiterten Betreuungs- und Behandlungsversuchen. Der behandelnde Therapeut findet sich nicht selten in einem »aufgeheizten Spannungsraum voller Ressentiments, Hilflosigkeit und Schuldzuweisungen« (S. 4), der nicht selten in einem »Streit der Nicht-Zuständigkeit« das System der Abweisung und Vernachlässigung weiter aufrechterhält. Die Arbeit mit diesen Jugendlichen zu beforschen ist also ein doppeltes Wagnis, der sich Monika Smetana in bewundernswerter Zähigkeit und Offenheit stellt.

Ihr Forschungsansatz ist ein hermeneutisch-phänomenologischer: ausgehend von der Erfahrung, dass ein »musikalisches Objekt« (ein bestimmter Song, ein Rhythmus, ein Instrument ...) zu einem »Kernstück« der Therapie für den Jugendlichen wird, soll dieses Phänomen anhand detaillierter Auswertung entsprechender Therapieverläufe und unter Rückgriff auf Theorien zur Objektbeziehung, Bindung und Mentalisierung verstanden und erklärend eingeordnet werden.

So widmet sich das Buch nach der Einführung in die konkrete Fragestellung und Forschungskonzeption und einem Überblick zur klinischen und wissenschaftlichen Situation der Musiktherapie mit Jugendlichen ausführlich den genannten Theoriekonzepten. Die Autorin hat äußerst gründlich recherchiert und aus der Primärliteratur zusammengetragen, kritisch verglichen, eingeordnet und

präzisiert, was in der Musiktherapieliteratur teilweise unreflektiert oder fehlerhaft rezipiert wurde. Ebenso kritisch setzt sie sich in weiteren Kapiteln mit dem Begriff und der Zuschreibung struktureller Störungen bei Jugendlichen und mit dem Objektbegriff in der Musiktherapie auseinander. Allein diese theoretischen Kapitel machen mit über 20 Seiten Quellenverzeichnis dieses Buch zu einem unschätzbaren Fundus für die Theoriebildung der Musiktherapie und setzen diese fort.

Im Weiteren werden drei Fallgeschichten aus ihrer klinischen Arbeit an zwei unterschiedlichen jugendpsychiatrischen Einrichtungen in Österreich dargestellt und wissenschaftlich anhand von Gedächtnisprotokollen und Audiodokumentationen ausgewertet. Bedeutungsbildungen werden rekonstruierend, triangulierend und reflektierend unter Einbeziehung von Intensivsupervision und Expertenvalidierung herausgearbeitet. Schade, dass die Autorin, wie sie S. 192 schreibt, die einzelnen persönlichen Quellen aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht extra als solche getrennt voneinander gekennzeichnet hat. Auch wurden offensichtlich nur diejenigen Anregungen weiter verfolgt, »die dem eigenen Denkraum und Wissenshorizont kompatibel erschienen« (S. 195). Ebenso fehlt mir nach der zusammenfassenden Darstellung der Ergebnisse eine abschließende kritische Diskussion.

Dennoch: Die »gleichzeitig feinfühlig und scharfsinnige Beschreibung und Reflexion der Autorin«, ihre »didaktische Brillanz«, ihre »sprachliche Eleganz und Leichtigkeit« (Karin Mössler im Vorwort S. V und VI), die immer wieder übersichtlich auf den Punkt gebrachten Zusammenfassungen machen dieses Buch für den Praktiker wie für den forschungs- und theoretisch interessierten Leser zu einem sehr großen Gewinn!

An diesem Buch wird keiner vorbei kommen, der mit Jugendlichen arbeitet und/oder in seiner Arbeit auf einen der genannten

Theoriebegriffe der Bindung, Objektbeziehung oder Mentalisierung Bezug nimmt.

Prof. Dr. Dorothee von Moreau, Heidelberg

---

Eric Pfeifer: Musiktherapie als Fördermaßnahme in der Schule. Eine Studie zum Zusammenhang von Fremdheitserfahrung, Integration und Prävention in Schulklassen. Reichert-Verlag Wiesbaden 2014, 392 S., € 49,00

---

Eric Pfeifer hat in einer österreichischen Grundschule Musiktherapie durchgeführt, gefilmt, dokumentiert, analysiert und im quantitativen Forschungsteil mit einer Kontrollgruppe per Bild-Fragebogen verglichen. Die praktische Durchführung erscheint als gelungen, das Angebot von den Kindern ergriffen, der Zugang und Beziehungsaufbau erfolgreich, der Zuspruch im schulischen Umfeld groß. Auch der theoretische erste Teil des Buches, in dem der Autor Zielrichtung und Fragestellung entwickelt, zeugt von Arbeitseinsatz und Begeisterung. Bisweilen entsteht allerdings der Eindruck einer gewissen Bemühtheit, den roten Faden weiterzuknüpfen – man spürt dann die Mühe, aber nicht immer die zwingende Notwendigkeit des gewählten Gedankengangs. Pfeifer ist erkennbar um Transparenz besorgt, auch davon, nichts unerwähnt gelassen zu haben. Die inhaltliche Entwicklung ist besonders im ersten, theoretischen Teil der Begriffsklärung hinterfragbar. So bieten Prävention, Förderung und Ressourcen eine erste Zielorientierung, Migration und Integration folgen. Es schließt sich die Förderung sozialer Fähigkeiten an, und zwar wiederum präventiv. Ohne Zweifel hat dies alles einen logischen Zusammenhang, doch liest es sich ein wenig sperrig und rechtfertigend. Unübersichtlich wird es dann bei der weiteren Eingrenzung, was denn – neben sozialen Fähigkeiten – genau präventiv gefördert werden solle: Das Selbst,

das Selbstkonzept, die Identität, das Ich? Nichtsdestoweniger leuchtet ein, dass Migration die Identitätsentwicklung gefährden kann (dies eine weitere Verknüpfung) und dass ein Ausweg in der Selbsttätigkeit, die wiederum die Musiktherapie ermöglichen kann, zu sehen ist. Sicher, ein Forschungsvorhaben muß eingegrenzt werden, es geht um die Auswahl eines kleinen Feldes inmitten eines großen. Hier wäre eine größere Eleganz möglich gewesen, vielleicht auch ein selbstbewussteres Wählen.

Pfeifer schildert sich glaubhaft als Anhänger des »Weniger ist mehr«; das leuchtet dann später in den Beschreibungen der inneren therapeutischen Haltung durch. Auch eine gewisse philosophisch-humanistische Ader scheint ihm gegeben, und diese Stellen sind dann als sehr gelungen zu bezeichnen. Zum Thema Musiktherapie mit Kindern hat er viel zu sagen.

Der Autor begründet den Vorteil der Musiktherapie im interkulturellen Bereich vor allem mit dem Zurücktreten der Sprache, die ansonsten zwischenmenschliche Hürden aufbauen könnte. Hier ist er in seinem Element, als Leser wird man flüssig mitgetragen. Pfeifer erweist sich als Musiktherapeut, der weiß, was er tut, der aus einer behutsamen und reflektierten Haltung heraus handelt. Diese für Musiktherapeuten so entscheidende Haltung erläutert er in den mittleren Kapiteln. Bezeichnend und anrührend ist folgendes Zitat: »Es lohnt sich bestimmt, gerade in diesen besonders herausfordernden, frühen schulischen Jahren den noch so verletzlichen, kleinen Mitgliedern unserer Gesellschaft mit allen uns möglichen Mitteln zur Seite zu stehen, um ihre Fähigkeiten und nicht die Schwächen zum Ausdruck zu bringen, zu pflegen und zu hegen.« (S. 81).

Ob sich dagegen jede der geschilderten aufwendigen Forschungsaktivitäten lohnt, zweifle ich an. Der Autor vollzieht sicherlich die geforderten üblichen Schritte, doch stützen sich seine Ergebnisse im Grunde auf

die teilnehmende Beobachtung. Besonders die gewählte Videoanalyse ist doch vor allen Dingen umfangreich und bringt im Verhältnis dazu wenig Erhellendes, das aber sehr ausführlich! Selbst die grundsätzlich reizvolle Kombination qualitativen und quantitativen Erkenntnisgewinns zeitigt in diesem Falle hauptsächlich ein unerwartetes und teilweise der (sich durch größere Autorität auszeichnenden) Beobachtung vermeintlich widersprechendes Ergebnis, das der Autor durchaus klug und gewissenhaft durcharbeitet: So entstehen immerhin lesenswerte Umwege. Die Auswahl des quantitativen Messmittels möchte ich allerdings in Frage stellen und ganz besonders dessen Validität: Lässt ein Bilder-Fragebogen (nicht vom Autor erstellt), der die Kinder ankreuzen lässt, ob sie eine bestimmte Tätigkeit allein oder in der Gruppe durchführen, wirklich gleich auf das vorhandene soziale Selbstkonzept schließen? Ich meine, dass die nicht ganz gegebene Validität des Messinstruments auch mit für das schwer einzuordnende Teilergebnis verantwortlich ist.

Das Anliegen, Kinder in einem von Migration geprägten Umfeld musiktherapeutisch zu begleiten, um deren Sozialverhalten und Identitätsfindung zu unterstützen, ist lobenswert, und es ist wichtig, sich in der Vielfalt der Möglichkeiten zu beschränken, sei es in Praxis, Theorie oder Forschung. Hier und da hätte man eben auch andere Wege einschlagen können, und nicht immer ist die Verbindung von Theorie- und Praxisteil stringent (z. B. in Bezug auf die Begriffe Identität und Migration). Nicht unerwähnt bleiben soll jedoch, dass sich Pfeifer selbstkritisch Gedanken macht und diese darlegt. Man lernt aus dieser Arbeit, sicherlich einer Fleißarbeit, welche vom Enthusiasmus für die Sache getragen ist.

Ulle Pfefferle, Göttingen

Isabelle Frohne-Hagemann (Hg.): *Guided Imagery and Musik. Konzepte und klinische Anwendungen*. Reichert Verlag Wiesbaden 2014, 309 S., € 29,80

In den letzten 25 Jahren hat sich die in den USA von Dr. Helen L. Bonny entwickelte rezeptive Musiktherapiemethode Guided Imagery and Music (GIM) auch in Europa verbreitet. Sie gilt heute als evidenz-basierte Behandlungsform in vielen verschiedenen klinischen Kontexten. Beim Vergleich mit anderen europäischen Ländern nimmt GIM in Deutschland eine Sonderstellung ein: Seit einigen Jahren gibt es mehrere Möglichkeiten der Aus- und Weiterbildung und es gibt eine umfassende Literatur auf deutsch. In anderen europäischen Ländern findet man Zeitschriftenartikel und Buchkapitel in der jeweiligen Muttersprache, jedoch kein vollständiges Literaturangebot. Das vorliegende Buch ist bereits seit zehn Jahren das dritte in deutscher Sprache. Im 2004 erschienenen Buch *Rezeptive Musiktherapie. Theorie und Praxis* (hg. I. Frohne-Hagemann – 2007 auch in englisch) wurde GIM als wichtige rezeptive Methode unter anderen (zum Beispiel C. Schwabes Regulative Musiktherapie) vorgestellt. 2010 folgte das erste *Lehrbuch*, geschrieben von zwei »Primary trainers« in GIM, Carola Maack und Edith Geiger. Im September 2014 fand die *11th European GIM Conference* in Berlin statt, und fast gleichzeitig ist dieses neue, breit angelegte Buch über GIM in Theorie und Praxis erschienen, von Dr. Frohne-Hagemann herausgegeben. Viele Konferenzbeiträge waren eng mit Kapiteln im neuen Buch verknüpft, und so hat ein internationales Publikum viel über die deutsche GIM-Tradition erfahren können.

Das Buch ist in zwei Hauptteile angelegt. Der erste Teil *Konzepte* enthält sechs Kapitel. Dorothea Dülberg entwirft einen hochinteressanten Vergleich von The Bonny Method of GIM (von Helen Bonny entwickelt) und der katharm-imaginativen Psychotherapie (von

Hanscarl Leuner in derselben Zeit entwickelt). Anna E. Röcker zeigt, wie imaginative Prozesse und Inhalte in GIM als alchemistische Symbole im Sinne Jungscher Psychologie verstanden werden können, und Wolfgang Fasser (Schweiz) präsentiert eine Terminologie zum Verstehen spiritueller, religiöser, transpersöner, mystischer und transzendenter Erfahrungen, die oft in GIM vorkommen. Gina Kästele und Dorothea Müller geben eine gute Einführung in die von der Schwedin Margareta Wärja entwickelte Musikimaginationsmethode (Kurze Musikreisen = KMR). Eine KMR-Session hat denselben formalen Ablauf wie eine GIM-Session (Vorgespräch mit Gestaltung eines Fokus, Induktion/Entspannung, Musik-Reise mit Imaginationen, Rückkehr mit Zeichnung, abschließendem Gespräch über die Erfahrungen). Wichtige Unterschiede sind: Die Musik-Reise ist viel kürzer (3–8 Minuten vs. 30–45 Minuten in GIM), es gibt kein Guiding/Dialoge zur Musik und bei der KMR wird nur stützende, auch nicht-klassische Musik verwendet. Deshalb kann KMR in vielen Kontexten genutzt werden, wo GIM »zu viel« oder zu herausfordernd ist. Die wichtigsten Beiträge im 1. Teil sind die zwei Kapitel von der Herausgeberin. Im ersten diskutiert Frohne-Hagemann GIM »im Wandel der Gesellschaft« – als eine Methode mit spezifisch historisch-kulturellen Voraussetzungen (USA in den 60er und 70er Jahren) und deshalb mit vielen Herausforderungen für die postindustrielle europäische Informationsgesellschaft. Isabelle Frohne-Hagemann versteht GIM aus der Sicht Integrativer Therapie (Hilarion Petzold) und kann so die Methode von anderen klinischen und esoterischen Richtungen gut abgrenzen. Im besonders wichtigen zweiten Kapitel der Herausgeberin geht es um »Definitionen und Anwendungen«. Hier macht die Autorin sehr klar, wie GIM, die klassische dyadische Bonny Methode, sich verändert, als »modifiziertes GIM« (z. B. Sitzungen mit Guiding/Dialog zur nicht-klassischen Musik oder kurze klassische Musikprogramme) und

musikimaginative Methoden (z. B. KMR oder Gruppenmusikimagination/Group Music and Imagery) und wie sie sich voneinander unterscheiden. Frohne-Hagemann sieht den Dialog zwischen Guide und Traveller während des Musikhörens (Guiding) als das entscheidend Spezifische von GIM (S. 90) – im Gegensatz zu rezeptiven, musikimaginativen Methoden (Einzel- und Gruppenmethoden). Das Kapitel ist sehr umfangreich, detailliert und informativ (über Guiding-Interventionen, Arbeit mit symbolischen Bildern von verschiedener Art, Funktionen der Musik).

Im zweiten Teil des Bandes werden eine Reihe von *klinischen Anwendungen* von GIM, modifiziertem GIM und Musikimaginationen vorgestellt. Ruth Liesert stellt GIM in der stationären Psychosomatik dar und fügt die Perspektive des Mentalisierens zum theoretischen Rahmenwerk hinzu. Pia Preissler präsentiert einen Fallbericht aus der Psychoonkologie mit detaillierten »(Musik)Reisebeschreibungen«. Ebenfalls aus der Onkologie berichten Ruth-S. Hertrampf und Dorothea Schönhals-Schlautd über eine Forschungsstudie zur Gruppen-Musik-Imagination in der Behandlung von krebserkrankten Menschen, sowohl in der Behandlungsphase als auch in der palliativen Phase. Gudrun Bassarak beschreibt sehr originelle Modifikationen von GIM in der Behandlung psychosomatisch erkrankter Kinder und Jugendlicher im stationären und ambulanten Setting. Cordula Dietrich präsentiert drei kurze Fallberichte, die GIM in der Trauma- und Trauerarbeit in der ambulanten Praxis vorstellen. Der zweite Teil wird von Gert Tuinman abgeschlossen mit einer kleinen, aber hoch interessanten Forschungsstudie (n=8) über Biofeedback und GIM bei Patienten mit einer somatoformen Funktionsstörung.

Im kurzen dritten Teil *Weiterbildung* präsentiert Julie Exner eine spezifische Form der sogenannten Onsite Supervisionsmethode – »Reflective Teamwork« – als Bestandteil der Weiterbildung in GIM.

Die Kapitel sind sehr unterschiedlich in der Länge und Tiefe, aber alle Beiträge sind lohnend und informativ. Das Buch zeigt überzeugend ein Bild von GIM (und Modifikationen) als einer evidenz-basierten Methode, das in vielen klinischen Kontexten Anwendung findet. Und so ist das Buch auch ein wichtiger Beitrag zur Weiterentwicklung der (rezeptiven) Musiktherapie in Deutschland.

Prof. Lars Ole Bonde, Aalborg

---

Michael Geyer (Hg.): *Psychotherapie in Ost-Deutschland. Geschichte und Geschichten 1945–1995*. Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen 2011, 951 S., € 49,99

---

*Musiktherapie in Ost-Deutschland*. Ein wahrlich umfangreiches Werk, herausgegeben von dem ehem. Äztl. Direktor der Leipziger Klinik für Psychotherapie, Prof. Michael Geyer. Um es gleich hervorzuheben, es ist ein lesenswertes, mehr oder minder reflektiertes Dokument einer rückschauenden Selbstvergewisserung. Nach der Wende begannen einige ostdeutsche Psychotherapeuten den Westdeutschen die sog. DDR-Psychotherapie zu erklären; ob dieses gelungen ist, darf bezweifelt werden. Dieses Erinnerungsbuch richtet sich m. E. primär an Leser aus der untergegangenen DDR; dabei muss keine Ost-Älgie im Spiele sein, sondern die Lektüre vermittelt den Anspruch, Rechenschaft abzulegen, keine Rechtfertigung. Ich fürchte, dieses Werk wird leider nicht viele West-Leser finden, obwohl es eine überaus eindrucksvolle Sammlung von Berichten, Reflektionen und Emotionen ist. Es sammelt die Beiträge von mehr als 70 Frauen und Männern, fast ausnahmslos Personen, die schon vor Jahrzehnten, trotz unterschiedlicher Ausgangsberufe und methodischer Ausrichtungen, die Zusammenarbeit miteinander pflegten, und deren Leben eng mit der Ereignissen und gesellschaftlichen Veränderungen der DDR verbunden ist. Die

Musiktherapie der DDR war von den Namen Christoph Schwabe und Helmut Röhrborn geprägt; stellvertretend für viele Musiktherapeuten berichten sie über Methodendifferenzierung und Praxisbezug am Beispiel der Regulativen Musiktherapie (RMT). Interessant ist sicher, dass sie die Ansicht vertreten, die Musiktherapie sei – im Unterschied zu anderen psychotherapeutischen Methoden, die vom Westen in den Osten diffundiert seien –, eine originäre Entwicklung. Die Regulative Musiktherapie wurde in den 1960er Jahren in der Psychotherapeutischen Klinik der Leipziger Universität von Christoph Schwabe entwickelt. Anregungen verdanke diese Entwicklung dem frühen Sammelband von Teirich (1958), der beim damaligen Gustav Fischer Verlag in Stuttgart erschienen war. Darin wurden zwei aus der Antike tradierte musiktherapeutische Ansätze differenziert, zum einen das kathartische Auslösen von Affekte, zum anderen das regulativ-meditative Entspannen. In der Leipziger Klinik wurde frühzeitig die Frage nach wirksamen Elementen gestellt: »Aus beiden gegensätzlichen Erfahrungen resultierte eine Indikation für besonders rational ausgerichtete Patienten, bei denen in der Einzelsituationen Musikrezeption im Liegen angeregt wurde, mit der Aufforderungen, die Gedanken kommen und gehen zu lassen, also bewusst nicht auf Entspannung durch Musik zu hoffen, sondern die Aufmerksamkeit auf Musik und das innere Geschehen einzupendeln« (S. 538). Erst im Nachhinein habe man erkannt, dies sei die Geburtsstunde der Regulativen Musiktherapie gewesen. Erinnerungstexte haben ihren eigenen Charme: sie sind nicht Gegenstand kritischer Auseinandersetzung, sondern laden den Leser ein, sich in die besonnenen Vergangenheiten einzufühlen; nachzuspüren, wie das Leben damals war, was es an köstlichem selbst in der DDR für Psychotherapeuten bereit hielt. Vielleicht gibt es einen Weg, diese fünf Seiten Rückschau als Nachdruck unter das musiktherapeutische Völkchen zu bringen.

Prof. Dr. Horst Kächele (Ulm-Berlin)

---

Andreas Wölfl: Gewaltprävention mit Musik: Empirische Wirkungsanalyse eines musiktherapeutischen Projektmodells. Reichert Verlag Wiesbaden 2014, 368 S., € 49, 80

---

Medien berichten über Gewalttaten von Jugendlichen, und konfrontieren uns so immer wieder mit diesem gesellschaftlich relevanten Thema. Auch an Schulen stellt Gewalt ein zunehmendes gravierendes Problem dar. Es gibt diverse Programme zur Gewaltprävention an Schulen, die auf unterschiedlichen Grundlagen, wie z. B. der Pädagogik oder der Lernpsychologie beruhen. In diesem Gesamtkanon zur Gewaltprävention sind kreativ-künstlerische Ansätze bisher nicht erforscht. Das Projektmodell »Gewaltprävention mit Musik« von Andreas Wölfl ist das erste auf musiktherapeutischen Methoden basierende Konzept. Es wurde von ihm ursprünglich im klinischen Rahmen entwickelt und dann für den Einsatz an Schulen modifiziert, ausgearbeitet und wissenschaftlich überprüft. In seiner in zwei Hauptteile gegliederten Dissertation geht er folgender Frage nach: »Wie kann die Musiktherapie einen wirksamen Beitrag zur Gewaltprävention leisten?«

Dazu setzt sich Wölfl im ersten Teil mit wesentlichen theoretischen und methodischen Aspekten des Themas, der entwicklungspsychologisch-psychotherapeutische Aspekt sei hier hervorgehoben, auseinander. Er beleuchtet die Wirkung von Musik an Schulen und stellt dann sein musiktherapeutisches Projektmodell, das von den vier Grundelementen Trommelimprovisation, Klangerleben, Stimmarbeit und musikalisch-szenisches Spiel bestimmt wird, differenziert dar. Bedeutsame Ziele sind u. a. die Förderung von Affektregulation, ein konstruktiver Umgang mit Aggressionen, Förderung von Kommunikations- und Kooperationsbereitschaft, Entwicklung von Empathie und ein

Selbstbewusstsein im Ausdruck zu finden. Sie werden als gewaltpräventive Wirkungspotenziale des Konzepts deutlich.

Der zweite Teil überprüft mittels fokussierender Hypothesen die gewaltpräventive Wirkung des Projektmodells in einer quasi-experimentellen Pilotstudie. Das kombinierte Forschungsdesign wird vorgestellt und die Durchführung dargestellt. Das Projekt fand im Rahmen von je zwei Projektwochen an je zwei Projekt- und Kontrollklassen der 5. Jahrgangsstufe zweier Münchner Hauptschulen unter Leitung zweier externer Trainer statt. Es werden signifikante Effekte nachgewiesen, allerdings zeigt die Auswertung unterschiedliche Ergebnisse bzgl. der gewaltpräventiven Wirkung des Konzepts. In der einen Klasse wird diese durchgehend bestätigt, in der anderen überwiegend zurückgewiesen. Die Auswertung wird kritisch diskutiert. Meiner Ansicht nach spiegeln sich in diesem Ergebnis die Grenzen zwischen therapeutischem Anliegen und pädagogischen Ansprüchen wieder. Die Ergebnisdarstellung mit ihren Statistiken und Profildigrammen geht leider auf Kosten der flüssigen Lesbarkeit.

Insgesamt gewinnt der Leser einen umfassenden Einblick in die Thematik und bekommt einen lebendigen Eindruck der praktischen Projektarbeit. Wissenschaftlich Interessierten bietet diese Dissertation Anreize für die Entwicklung weiterführender Forschungsansätze, praktisch ausübende Musiktherapeuten, vielfältige Anregungen für gewaltpräventive Arbeit, sowohl an Schulen als auch an Kliniken. Mit dieser Arbeit ist der Autor seinem Anliegen, »... eine wissenschaftlich fundierte Basis für die Verbreitung dieses Ansatzes in der praktischen Arbeit mit Kindern ... zu schaffen.« (S. 18) ein gutes Stück näher gekommen.

Dorothea Käding, Hamburg/Itzehoe

Jörg Rasche: Das Lied des Grünen Löwen. Musik als Spiegel der Seele, Psychosozial-Verlag Gießen, 430 S., € 32,90

Dass Jörg Rasche sein seitenstarkes Buch auf diese Weise betitelt hat, geht auf eine Begebenheit seiner Kindheit zurück, in der er von seinem Kindermädchen auf sehr einfache und besondere Weise zum Hören ermutigt wurde. Geleitet von zahlreichen persönlichen Erfahrungen im Bereich der Musik, der Sprache wie auch im diese trennenden Dazwischen und in ihren Übergangsbereichen entwirft Rasche seine literarische Komposition, indem er versucht, Verbindungen aller Art zwischen dem Material musikalischer Werke und psychischen Räumen herzustellen. Die zehn Hauptkapitel mit ihren unzähligen Unterkapiteln sparen kaum ein Thema der Musikgeschichte wie der tiefenpsychologischen Terminologie C. G. Jungs aus – jedes für sich stellt eine eigene Zeit- und Themenreise dar. So wird der Leser etwa von Pythagoras' Ordnungslehre über eine Bachfuge zu C. G. Jungs Theorie des Archetypus geführt, um sich der Vorstellung von Ganzheit in verschiedenen musikalischen Kulturen sowie magisch-mythischen Denk- und Erlebensformen folgend über Orpheus' Initiationsweg hin der Frage nach dem Sprechen über Musik zu widmen. Sie sind nicht immer leicht nachzuvollziehen, die Denkpfade, die Rasche einschlägt und auf die er den Leser einlädt, insbesondere alte und neue Jungsche Anhänger dürfte die Wiederauflage aus dem Jahr 2004 (damals beim Verlag Walter erschienen) interessieren können. Die über 400 Seiten sind gespickt mit Abbildungen, Notenbeispielen und konkreten Hinweisen auf Musikkompositionen, die zur Veranschaulichung und Entfaltung tiefenpsychologischer, entwicklungspsychologischer sowie mythologischer Reflexionen herangezogen werden können. Es ist ein weites Spannungsfeld der Jungschen Prägung, in das sich der Leser, die Leserin hineinholen lassen kann, sofern genügend In-

teresse an den genannten Querverbindungen vorhanden ist. Explizite Bezüge zur Musiktherapie stellt das Buch nicht her, was nicht bedeuten soll, dass seine Inhalte nicht auch von Musiktherapeuten und Musiktherapeutinnen zur weiterführenden Auseinandersetzung genutzt werden können.

Monika Smetana, Wien

---

Bernd Reichert: Ess-Störungen und musiktherapeutische Diagnostik. Reichert Verlag Wiesbaden 2012, 264 S., € 24,90

---

»Stehen die Lebensverhältnisse jugendlicher essgestörter PatientInnen in Beziehung zu deren ersten musiktherapeutischen Produktionen und wenn ja, in welcher Art?« fragt sich Bernd Reichert in seiner Dissertation aus dem Jahre 2010 und fährt fort: »Ist eine vergleichende Betrachtung sowohl auf der musikalischen Ebene, als auch auf der Ebene der psychologischen Wirkungskraft möglich?« (117). Zur Beantwortung dieser Fragen untersucht er 24 Erst-Improvisationen – Therapeut und PatientIn gemeinsam und als musikalisch-psychologische Einheit gesehen – von 23 weiblichen und einem männlichen Patienten im Alter von 12 bis 18 Jahren; sie werden analysiert nach dem bekannten forschungsmethodischen Design des morphologischen Verfahrens »Beschreibung und Rekonstruktion« mit seinen Arbeitsschritten Ganzheit – Binnenregulierung – Transformation – Rekonstruktion. Basis der sprachlichen Datengewinnung sind 205 Beschreibungen des musikalischen Materials, die in den Jahren 1997 bis 2010 von 70 Studierenden der Musiktherapie, also in gewisser Weise »Kollegen«, nach einem einmaligen Hören der Musiken hergestellt wurden.

Eindeutig negativ ließ sich die Frage der Vergleichbarkeit der musikalischen Formenbildungen (»Spielweisen«, »musikalischen Muster«, 109) beantworten. Eine Typisierung

im Sinne von »so spielen AnorektikerInnen oder BulimikerInnen« gibt es also nicht. Auf der analytischen Ebene der psychologischen Gestalt ließen sich 3 Gruppen differenzieren, in denen auch eine Unterscheidung zwischen anorektischen und bulimischen PatientInnen aufgehoben ist; in Diktion und Phänomenen lässt sich hierüber eine Brücke schlagen zu anderen Therapie-»Sprachen«. Ohne dass hier näher auf die äußerst differenzierte Zuordnung zu Haupt- und Nebenfiguren als Polaritäten bzw. als Gestaltfaktoren gemäß morphologischer Analysepraxis und Modellbildung eingegangen werden kann, lauten die Ergebnisse, auf die knappste mögliche Formel gebracht, so: Gruppe 1 (Hauptfigur »Individualität« bzw. Gestaltfaktor Aneignung, Nebenfigur »Kontakt« bzw. Gestaltfaktor Umbildung) umfasst Verhältnisse, in denen es um ein »Ringens um Individualität, um Eigenheit bis hin zur Isolation auf der einen Seite und um die Furcht vor Verschmelzung und gleichzeitiger Sehnsucht nach Kontakt« geht. In Gruppe 2 (»verkehrtes Bemühen«/Einwirkung vs. »Gelingen«/Anordnung) »dominieren Bemühen, Anstrengung und Kraftaufwand, die ziel- und ergebnislos bleiben«. In Gruppe 3 (»hochenergetischer Stillstand«/Ausbreitung vs. »Entwicklung«/Ausrüstung) dreht es sich »um die Herstellung eines vielversprechenden schönen Scheins, einer Illusion und Suggestion von Entwicklung, die aber nicht eingelöst wird. Ein energiegeladenes Auf-der-Stelle-Treten, das zum Selbstzweck wird. Der Gegenpol einer echten Entwicklung auf fundiertem Boden scheint kaum vorhanden« (alle Zitate S. 111 und 112). In Gruppe 3 befinden sich überwiegend die bulimischen PatientInnen. Störungsspezifisch wird als Ergebnis die geringe bis fehlende Ausprägung des jeweiligen Gegenpols bzw. der Nebenfigur als Entwicklungsmotor gesehen.

Implizit ist in dieser Ausarbeitung die Frage beantwortet, ob und wie sich unter diagnostischen Gesichtspunkten in den



Erst-Improvisationen bereits Grundzüge der »Lebensmethode« der PatientInnen (via Persönlichkeit, individueller Beziehungs- und Lebenssituation und Krankheitsgeschehen) zeigen, streckenweise sogar schon in dieser frühen Phase der klinischen Behandlung bearbeitbar werden. Als Demonstration musiktherapeutischer Diagnostik wird sehr gut nachvollziehbar, was diese ihrerseits »kann«, wie anders sie im Verhältnis zur sprachlich-psychologischen Ebene agiert und wie sich zusätzlich und ergänzend zu den sprachlich vermittelten anamnestischen Daten noch eine ganz andere Ebene der Informationsgewinnung auftut, womit das psychologische Portrait der PatientInnen an Tiefe und Reichhaltigkeit gewinnt. In diesem Zusammenhang ist es besonders erfreulich, wie genau der Leser die explizit musikbezogene Aktivität und Kompetenz des Therapeuten mitverfolgen kann, also das spezifisch Musiktherapeutische vorgeführt bekommt, was unter fachpolitischen Gesichtspunkten ja alles andere als nebensächlich oder gar unwichtig ist.

Reichert trennt seine Arbeit in einen Analyse- und einen Materialband in etwa gleicher Anzahl der Seiten. Das ist mehr als nur eine Lese-Erleichterung. Der erste Teil bietet eine geschlossene und angenehm konzentrierte Darstellung des Forschungsvorhabens, die ausreichend Einblick gewährt in dessen Komplexität und die das Analyseverfahren an drei Fallbeispielen veranschaulicht. Alle überaus sorgfältigen Ausarbeitungen zu den weiteren 21 »Fällen« lassen sich im Materialband nachvollziehen. Damit bietet sich die Chance, tief in die Werkstatt morphologischer Arbeit einzudringen und sich hier im eigenen forschenden Nachvollzug Schritt für Schritt in der Praxis von Beschreibung und Rekonstruktion zu üben. Insofern ist Reicherts Buch »zwei in eins« – Lehr- und Lernbuch gleichermaßen in einer gelungenen Synthese.

Prof. Dr. Almut Seidel, Friedrichsdorf

Jan Sonntag: Demenz und Atmosphäre. Musiktherapie als ästhetische Arbeit. Mabu-se-Verlag 2013, 335 S., € 33,90

Geräusch-Assoziation zu Pflegeheimen: Das Klappern des Geschirrs, das Rollen von Reinigungswagen, die schnellen Schritte von Pflegekräften, das langsame Schlurfen der Bewohnerinnen und Bewohner, im Hintergrund Radiomusik ...

Jan Sonntag versteht Musik als Raumkunst in seinem Buch »Demenz und Atmosphäre«. In ihm setzt er sich mit seiner jahrelangen Erfahrung in der musiktherapeutischen Annäherung an Menschen mit Demenz auseinander – »Menschen mit Demenz« eine Bezeichnung, die er nicht mag: als müsse man bei Demenz das Menschsein noch besonders betonen und verteidigen. Das Buch basiert auf, bzw. enthält seine Dissertation, mit der er sich intensiv und innovativ mit der Bedeutung von Atmosphären und den Möglichkeiten therapeutischer Interventionen im Rahmenmilieu bezogenen Handelns in der Begleitung von Menschen mit Demenz befasst. Besonders interessant ist die von ihm entfaltete Theorie von Atmosphären, die er als Verstehenszugang zur Demenz entfaltet. Dabei arbeitet er die Merkmale therapeutischer Atmosphären heraus und entwickelt sie weiter zu einem handlungsleitenden Konzept für die Begleitung von Personen und Milieugestaltung. Er lehrt den Leser/innen die Bedeutung von Atmosphären, er sensibilisiert sie für die Ausdrucksform von Menschen mit Demenz und die Bedeutung der Kontexte, in denen sie leben und er setzt einen Kontrapunkt zu den rezeptartigen, oberflächlichen Beschäftigungstechniken, die vielfach in der Begleitung von Menschen mit Demenz eingesetzt werden. Demenz ist eine für viele Menschen unabwendbare Daseinsform des Alters, in der sich Fragen der Existenz und der Qualität des Lebens anders und neu stellen. Diese Daseinsformen gilt es nicht zu pathologisieren sondern zu

verstehen und zu gestalten. In seinem Buch verarbeitet Jan Sonntag zahlreiche Fall-Vignetten aus der praktischen Arbeit mit Menschen mit Demenz und macht die Bedeutung von Atmosphären ebenso anschaulich, wie die Notwendigkeit der Ausrichtung der Milieu- und Personenorientierten Arbeit mit Menschen mit Demenz an ihnen.

Der Autor expliziert sein Wissenschaftsverständnis im Grenzbereich der Kunst und verleiht dem Buch damit eine besondere Qualität. Er greift Gedichte, Zitate ihm bedeutsamer Personen auf, die den existenziellen Fragen, die sich bei der Auseinandersetzung mit der Demenz stellen, Tiefe geben und poetische Interpretationen eröffnen. Es bleibt eine Dissertation. Das Buch mag insbesondere denjenigen, die sich im Bereich der Musiktherapie mit Demenz beschäftigen, zu einem Art Grundlagenwerk werden und als solches dienen. Auch diejenigen, die sich konzeptionell mit Fragen der Begleitung von Menschen mit Demenz in unterschiedlichen Versorgungssettings auseinandersetzen, sei dies Buch sehr empfohlen. Es ist dem Buch zu wünschen, dass es bei all denen Spuren hinterlässt, die für die Rahmenbedingungen

und die Konzepte in der Begleitung von Menschen mit Demenz Verantwortung tragen, sei es in Heimen, in Wohngruppen, in teilstationären Settings. Auch für die Lehrenden in der Pflegeausbildung und Weiterbildung darf man dem Buch Resonanz wünschen, da es einen Beitrag dazu leistet, Pflege und das Pflegeverständnis in Richtung von Care zu öffnen, im Sinne einer teilnehmenden Haltung anstelle einer versorgenden. Fast schmerzlich lässt das Buch erkennen, wie weit sich die Logik der »Pflegeindustrie«, die Maßstäbe der Qualitätssicherung und der sichtbare Alltag in Pflegeheimen von dem entfernt haben, was dieses Buch auszeichnet. Aber genau aus diesen Wirklichkeiten heraus ist das Buch entstanden, aus der »besonderen stationären Dementen Betreuung« in Hamburg, begründet von Jan Wojner, einem Gerontopsychiater, der einen von tiefem Respekt geprägten, professionellen, humorvollen und menschenfreundlichen Umgang mit der Demenz und von ihnen betroffenen Menschen verkörperte.

Prof. Dr. Thomas Klie, Freiburg